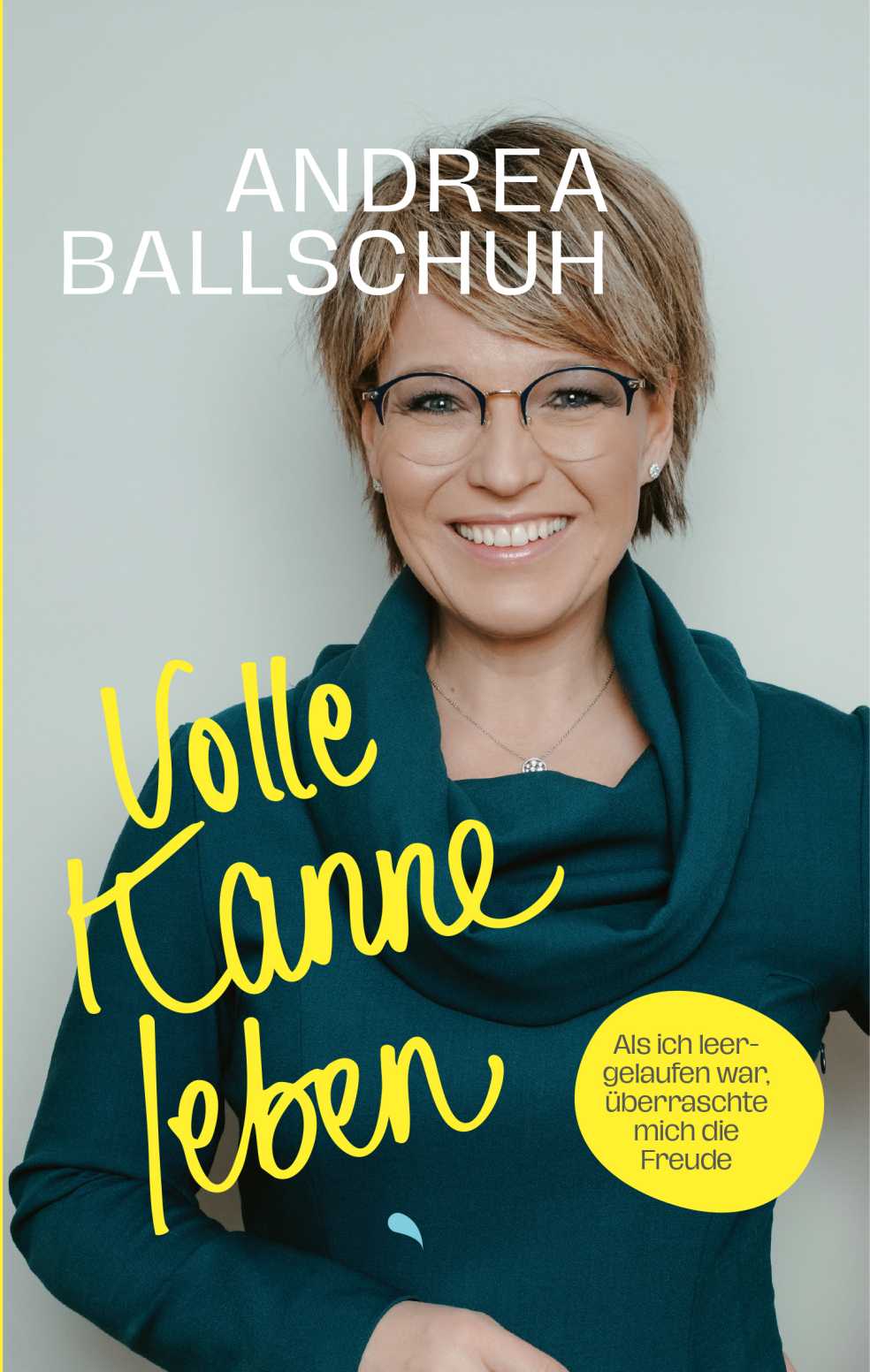
ANDREA
BALLSCHUH
Volle Kanne leben
Als ich leer-
gelaufen war,
überraschte
mich die
Freude

Andrea Ballschuh

Volle Kanne leben

Als ich leergelaufen war,
überraschte mich die Freude

www.fontis-verlag.com

ANDREA
BALLSCHUH

Volle Kanne leben

fontis

Inhalt

Prolog: Die Nacht, in der mein Leben an mir vorbeizog 7

1 Das liebe Mädchen 13
2 Als das Rotlicht zum ersten Mal anging 21
3 Als mein Plan zusammen mit der Mauer fiel 32
4 Als ein Satz mein Selbstbild zerstörte 41
5 Die Reise, die ich nicht wollte und trotzdem brauchte 53
6 Der Hunger nach Anerkennung 62
7 Volle Kanne Erfolg 83
8 Als aus meinem Traum ein Spagat wurde 92
9 Die Sehnsucht hinter dem schönen Leben 113
10 Als ich aufhörte, mir eine heile Welt vorzuspielen 121
11 Bestellungen ans Universum 131
12 Egal, was ich tat – es war nie genug 141
13 Ich suchte im Universum und stieß auf Gott 163
14 Zwischen Existenzangst und Gottvertrauen 183
15 Der Schritt, der mein Leben verändern würde 195
16 Der Anfang eines neuen Lebens 211
17 Die Konsequenzen meiner Entscheidung 215
18 Der Weg, den ich nicht sehen wollte 223
19 Wie meine größte Angst zum Ausweg wurde 239
20 Mein Weg aus dem Hamsterrad 254
21 Eine Einladung an dich 270

Über die Autorin 275

Prolog

Die Nacht, in der mein Leben an mir vorbeizog

Ich werde diesen Moment nie vergessen.

Es ist der 29. September 2024, ein Sonntagabend, 21:52 Uhr. Ich bin mit meinem Camper auf der A46 kurz vor Düsseldorf. Im Auto läuft Lobpreismusik, ich bin gut drauf und freue mich auf die «Volle Kanne»-Sendewoche beim ZDF, die am nächsten Tag beginnen soll.

Auf einmal fangen meine Hände an zu zittern und meine Beine fühlen sich merkwürdig kraftlos an. Mir wird schwummerig, mein Gesichtsfeld engt sich ein. Ich habe kalten Schweiß auf der Stirn. Aus dem Nichts. Panik überkommt mich, dass ich gleich ohnmächtig werden könnte, mitten auf der Autobahn. Ich öffne das Fenster, atme tief ein und bete, dass bald ein Parkplatz auftaucht und ich anhalten kann.

Ein paar Kilometer weiter endlich das erlösende Schild: ein Parkplatz! Sicherheit!

Ich bringe den Camper zum Stehen und schaue auf meine Hände. Sie zittern wie noch nie. Ich habe solche Angst, dass ich gleich auf diesem dunklen Parkplatz umkippe! Ganz langsam steige ich aus und wanke zur Toilette. Immer, wenn ich eine schlechte Nachricht bekomme oder mein Kreislauf spinnt, muss ich erst mal aufs Klo.

Als ich von der Toilette komme, geht's mir ein bisschen besser. Ich fühle mich immer noch schwach, aber die Angst vor einer Ohnmacht ist weg. Die frische Luft tut gut. Ich gehe ein bisschen auf und ab. Mir schießt der Gedanke durch den Kopf, wie die Sendung morgen über die Bühne gehen soll, wenn ich mich krankmelden muss. Die beiden anderen Moderatoren sind nicht im Lande, ich bin die Urlaubsvertretung. «Ich darf also nicht ausfallen», sage ich mir. «Die brauchen mich.»

Nach einer Weile entscheide ich, ganz langsam weiterzufahren. Ich muss nur irgendwie zum ZDF kommen, dann kann mir nichts mehr passieren. Mit Tempo 90 fahre ich die restlichen Kilometer. Ich bin so

erleichtert, als ich endlich ankomme. Mir geht's wieder gut. Ich hab's überstanden.

Glaube ich.

Ich drehe noch eine Abendrunde mit meiner Hündin Shia, mache das Bett im Camper fertig, putze mir die Zähne und lege mich hin. Als ich nach meinem Buch greifen und anfangen will zu lesen, wird mir plötzlich wieder komisch. Diesmal fühlt es sich anders an als auf der Autobahn. Dieses Gefühl beunruhigt mich noch viel mehr. Es ist wie eine Schwäche, die den ganzen Körper einnimmt, Zentimeter für Zentimeter. Sie breitet sich mehr und mehr in mir aus. Als hätte mir jemand mit einer Nadel diese Schwäche injiziert und nun bahnte sie sich ihren Weg durch meinen Körper.

Ein paar Jahre zuvor habe ich schon zweimal einen ähnlichen Zustand erlebt. Beide Male wurde mir erst schwindelig und dann war es so, als würde das Leben ganz langsam aus mir herausfließen. Bei beiden Gelegenheiten fühlte ich mich so schwach, dass ich nicht mal mehr gehen konnte und gestützt werden musste. Wenn mir das jetzt wieder passieren würde, dann hätte «Volle Kanne» morgen keine Moderatorin!

Vor lauter Hilflosigkeit fange ich an zu beten. Beten beruhigt mich. Meistens jedenfalls. «Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name, dein Reich komme, dein Wille geschehe, wie im Himmel so auch auf Erden. Unser tägliches Brot gib uns heute und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.» Immer und immer wieder bete ich das «Vaterunser». Ich drehe mich im Bett hin und her. Meine Hündin neben mir beobachtet mich. Ich habe Angst, dass ich wegdrifte und nicht mehr aufwache.

Mir schießt durch den Kopf: «Shia muss gerettet werden können! Was, wenn ich sterbe und keiner kriegt mit, dass hier ein Hund drin ist?» Also schließe ich die Campertür auf und öffne sie einen Spalt weit. Wenn ich das aus heutiger Sicht betrachte, kommt es mir völlig übertrieben vor. Warum hätte ich sterben sollen? Aber in dem Moment halte ich das wirklich für möglich.

Ich lege mich wieder hin und bete zum zigsten Mal das «Vaterunser». Irgendwie muss ich mich beruhigen! Doch sobald ich aufhöre, rast mein Gedankenkarussell. Also bete ich weiter und hoffe, dass ich davon einschlafen kann.

Kann ich aber nicht. Ich wälze mich hin und her, atme tief ein und aus und warte darauf, dass dieses miese, schwummerige Gefühl endlich weggeht. Die Zeit rast. Es ist nun schon 2:00 Uhr und ich denke immer wieder: «Ich muss schlafen. Morgen moderiere ich eine neunzigminütige Live-Sendung! Ich muss schlafen!» (Wir wissen alle, dann funktioniert es erst recht nicht.) Ich bin unendlich müde, komme aber nicht zur Ruhe, weil mein Körper mir Angst macht.

In Gedanken bin ich auf einmal in meinem Videostudio, in dem ich die letzten anderthalb Jahre gefühlt Tag und Nacht verbracht habe. Es war so unwahrscheinlich, dass dieses Studio laufen würde; schließlich hatte ich mich zwei Tage vor Beginn des Mietvertrags von meiner damaligen Geschäftspartnerin getrennt, mit der ich das Studio gemeinsam hatte betreiben wollen. 160 Quadratmeter mit fünf Räumen, in denen wir schon Workshops und Events geplant hatten. Aber dann hatten wir uns so überworfen, dass ich keine Zukunft mehr für uns gesehen hatte.

Nun stand ich also allein mit dem großen Studio da. Sie hätte die Technik beisteuern sollen. Dazu kam es nun nicht. Hätte mir nicht mein guter Freund Waldemar geholfen, wäre ich auf direktem Weg in die Insolvenz gewesen. Aber Waldemar, der ein gläubiger Christ ist, bot mir leihweise seine ganze Studioausrüstung an und sagte dazu: «Ist ’ne Anweisung von Gott. Soll ich dir ausleihen für ein paar Monate, damit du erst mal starten kannst. Ich habe noch mit Gott diskutiert, weil das echt teure Technik ist, aber die Ansage war eindeutig.»

Wow, so viel Großzügigkeit hatte ich noch nie erlebt! Ich war sprachlos. Damals dachte ich: «Jetzt läuft’s bestimmt. Wenn Gott schon höchstpersönlich etwas dazu beisteuert, kann es doch nur gut werden, oder?»

Aber warum fühle ich mich dann jetzt so – so kraftlos, ausgelaugt und am Rand der Erschöpfung – und denke ans Aufgeben? Warum

zieht es so unangenehm in meinem Bauch, wenn ich an das Videostudio denke? Was habe ich falsch gemacht? Wo ist die Freude an meiner Arbeit geblieben? Menschen dabei zu begleiten, ihre Botschaft in Videos rüberzubringen, war doch meine große Leidenschaft?

Ich erinnere mich an die Worte meiner Schwester, die in Berlin lebt: «Andrea, ich freue mich wirklich immer sehr, wenn du uns besuchst. Aber du bist nie wirklich da. Du bist mit deinen Gedanken ständig bei der Arbeit, und wenn du hier bist, arbeitest du die meiste Zeit.»

Wie oft habe ich meine Mutter sagen hören: «Mäuslein, du arbeitest zu viel, du kommst ja kaum zur Ruhe. Ich mache mir Sorgen um dich!»

Meine Freundin Annick Weikert sagte des Öfteren zu mir: «Wenn ich mit dir rede, habe ich fast immer das Gefühl, du bist innerlich gar nicht anwesend.»

Freunde von mir, die selbst schon einen Burn-out hinter sich hatten, versuchten mich zu warnen: «Andrea, genau so, wie du unterwegs bist, hat es bei mir auch angefangen. Pass auf dich auf!»

Ich wollte nichts davon hören. Ich hatte das Gefühl, die übertreiben alle.

Bis zu dieser Nacht. Jetzt spüre ich es selbst: Ich kann nicht mehr so weitermachen. Irgendetwas muss ich ändern und will es gleichzeitig nicht wahrhaben. Denn wenn ich jetzt das Studio aufgebe, muss ich Insolvenz anmelden. Ich, die bekannte TV-Moderatorin. Ich, der erfolgreiche Video-Coach. Was wäre das für eine Blamage! Ich wäre eine Loserin. Keiner würde mehr mit mir arbeiten wollen. Alles, was mich beruflich ausgemacht hat und worüber ich mich all die Jahre definiert habe, würde in sich zusammenfallen.

Wer wäre ich denn noch, wenn das alles wegfällt? Wie würden mich die Leute ansehen, wenn sie wüssten, dass ich insolvent bin? Ich habe selbst schon oft den Kopf geschüttelt über Promis, die erst viel Geld verdient haben und dann pleitegegangen sind. Ich habe nie verstanden, wie einem so etwas passieren kann. Waren die zu blöd? Und jetzt sollte ich selbst eine von den «Blöden» werden?

Wie konnte es nur so weit kommen???

Schlagartig wird mir klar: Dass ich mich in dieser miesen Situation befinde, kraftlos und verzweifelt in meinem Bett im Camper, ist letztlich eine Folge all der Entscheidungen, die ich in den letzten 30 Jahren getroffen habe.

Ich habe mal gelesen, dass viele Sterbende ihr Leben im Schnelldurchlauf an sich vorbeiziehen sehen, bevor sie diese Welt verlassen. Das Gleiche passiert nun auch bei mir – obwohl ich nicht im Sterben liege. Allerdings geht es nicht schnell, sondern ganz langsam kommt eine Erinnerung nach der anderen in mir hoch.

Und so drösele ich in dieser Nacht mein Leben von hinten auf, betrachte es wie jemand, der in einer Galerie eine Ausstellung aus der Reihe «Szenen eines Lebens» anschaut und versucht, eine Verbindung zwischen all den Bildern herzustellen.

Die Bilder meines Lebens, in die ich in dieser Nacht eintauche, wirken auf den ersten Blick fröhlich und bunt. Erst beim näheren Hinsehen kann man erahnen, dass die bunten Farben wie ein Filter über die Bilder gelegt sind. Sie sollen vom Eigentlichen ablenken. Darunter zeichnet sich eine Realität ab, die geprägt ist von Selbstzweifeln, Selbstvorwürfen und Selbstverleugnung.

Heute weiß ich: Die Reise in meine Vergangenheit, die in dieser Nacht begann, sollte am Ende zu einer Entscheidung führen, die ich noch einen Tag vorher nicht für möglich gehalten hätte. Eine Entscheidung, die «volle Kanne» Vertrauen von mir verlangte. Eine Entscheidung, die mein ganzes Leben auf den Kopf stellen sollte.

1

Das liebe Mädchen

Ich bin am 12. Juli 1972 in Dresden zur Welt gekommen. Meine Mutter war damals 29 und für DDR-Verhältnisse eine Spätgebärende. In der DDR war es üblich, dass man mit Anfang 20 Kinder bekommt. Ich habe mir viel Zeit gelassen – meine Schwester Christiane war neun Jahre älter als ich. Meine Mutter wünschte sich irgendwann noch ein zweites Kind, und meine Eltern haben es zwei Jahre lang versucht. Kurz bevor sie es aufgeben wollten, ist meine Mutter dann doch noch mal schwanger geworden – mit mir.

Nach meiner Geburt blieb meine Mutter mit mir zu Hause. Das war zu DDR-Zeiten extrem ungewöhnlich. Normalerweise gingen Mütter schon 12 Wochen nach der Geburt wieder arbeiten und gaben ihr Kind in eine Kinderkrippe. Meine Mutter wollte mir das ersparen, weil sie mit meiner Schwester keine guten Erfahrungen in der Krippe gemacht hatte.

Christiane, 1963 geboren, war in eine sogenannte Wochenkrippe gekommen. Dort wurden Kinder im Alter zwischen sechs Wochen und drei Jahren montags abgegeben und erst freitags wieder abgeholt, damit die Mütter schnell wieder in den Arbeitsprozess integriert werden konnten.

Wenn meine Schwester heute – 60 Jahre später! – darüber spricht, wird sie immer noch emotional. Sie hat es unserer Mutter immer übel genommen, dass sie sie dorthin gegeben hat. Allerdings war sie nicht lange dort. Denn jedes Mal, wenn Mama mit ihr den Berg zur Wochenkrippe hochfuhr, hörte Jani (so nennen wir alle meine Schwester) auf zu sprechen. Wenn sie dort war, bekam sie häufig hohes Fieber, sodass Mama sie bald wieder abholen musste. Kaum zu Hause angekommen, sprach Jani wieder und auch das Fieber ging runter. Als das immer häufiger passierte, beschlossen meine Eltern, dass Mama aufhört zu arbeiten und mit Jani zu Hause bleibt, bis sie in den Kindergarten kommt.

Ich habe später recherchiert, was es mit den Wochenkrippen auf sich hatte. Dabei wurde mir klar: Meine Schwester war mit ihrer Erfahrung kein Einzelfall. In der DDR wurden Zehntausende Babys und Kleinkinder montags abgegeben und erst freitags wieder abgeholt. Der Staat brauchte Arbeitskräfte, deshalb sollten auch die Mütter möglichst schnell wieder voll arbeiten. Viele Familien hatten zudem keine andere Wahl, weil ein Einkommen allein oft nicht reichte.

Puh! Ich bin selbst Mutter. Niemals hätte ich mein Baby mehrere Tage am Stück in so eine Einrichtung bringen können. Das war ja wie ein Kinderheim! Für mich ist es völlig unvorstellbar, dass man anscheinend dachte, die Kinder würden das schadlos überstehen.

In den Wochenkrippen gab es oft viel zu wenig Personal. Und zu wenig Zeit. Das heißt auch: zu wenig Nähe. Die Betreuerinnen haben sicher ihr Möglichstes getan, aber wie sollten sie all diesen kleinen Kindern die Zuwendung geben, die sie brauchten? In manchen Berichten habe ich sogar gelesen, dass Kinder nachts fixiert wurden, damit sie «ruhig» blieben. Da wird mir ganz anders.

Ich denke dann sofort an meine Schwester. An ihr plötzliches Verstummen und das hohe Fieber. Ihr Körper hat ausgedrückt, wofür sie als kleines Kind noch keine Worte hatte: «Ich halte das hier nicht aus.»

Schon damals fiel bei Untersuchungen auf, dass sich viele Kinder aus Wochenkrippen sprachlich, körperlich und im Umgang mit anderen Kindern schlechter entwickelten. Kein Wunder, dass so eine frühe und regelmäßige Trennung Spuren hinterlässt. Meine Schwester war also kein «schwieriges Kind». Sie hat sehr deutlich gezeigt, dass es ihr dort nicht gut ging. Gott sei Dank hat meine Mutter darauf gehört und sie aus der Wochenkrippe genommen.

Da ich also das Glück hatte, nicht in die Krippe zu müssen, bin ich bis zu meinem dritten Lebensjahr recht behütet aufgewachsen, mit meiner Schwester und meiner Mutter als Haupt-Bezugspersonen. Papa wurde kurz nach meiner Geburt nach Berlin versetzt. Er war damals als Augenarzt bei der Volkspolizei, meine Mutter war Zahnarzthelferin. Wohnraum war in der DDR absolute Mangelware. Weil die Dienstwohnung für unsere Familie noch nicht fertig war, bezog Papa

erst mal ein Zimmer zur Untermiete in der Nähe des Krankenhauses und pendelte zwischen Berlin und Dresden. Mama war also viel mit meiner Schwester und mir allein, bevor wir schließlich nachziehen konnten, als ich etwa zwei Jahre alt war.

Die Ehe meiner Eltern war zum Zeitpunkt unseres Umzugs schon bröckelig. Sie versuchten, ihre Beziehung aufrechtzuerhalten, aber es gelang ihnen nicht. Als ich drei Jahre alt war, ließen meine Eltern sich scheiden. Es war eine leise Scheidung. Ich war noch zu klein, um davon etwas mitzubekommen, aber meine Schwester erzählte mir, dass sie nie Streit zwischen den beiden miterlebt hat. Sie fuhr im Sommer ins Ferienlager, und als sie wieder zurückkam, holten Mama und Papa sie vom Bus ab und sagten ihr, dass sie geschieden seien. Meine Schwester traf das ziemlich unvorbereitet. Sie war damals zwölf Jahre alt.

Unsere heile Welt brach ein. Wir waren fort aus dem vertrauten Umfeld in Dresden. Meine Mutter musste sofort nach der Scheidung wieder arbeiten gehen; sie hatte keine andere Wahl. Morgens um 6:00 Uhr verließ sie das Haus und kam erst abends um 18.00 Uhr wieder. Ich war damals drei Jahre alt. Meine Schwester Jani wurde für mich zu einer Art Muttererersatz. Sie brachte mich morgens in den Kindergarten, bevor sie zur Schule ging, holte mich nach der Schule wieder ab und machte mir auch Abendbrot, wenn Mama Spätdienst hatte.

Meine Schwester war sehr lieb und fürsorglich. Sie hätte ja auch schwerst genervt sein können von ihrer Rolle. Vielleicht war sie das auch; dann hat sie es mir aber nicht gezeigt. Ich habe Jani immer angehimmelt und war stolz auf meine große Schwester.

Auch wenn ich es ihr zu «verdanken» habe, dass ich ein völlig falsches Körperbild entwickelte. Als Kind nannte meine Schwester mich nämlich nicht Andrea, sondern immer nur «Fettu». Bei einem Neptunfest am FKK-Strand (das ist so typisch ostdeutsch!) in Zingst an der Ostsee hat sie mich sogar auf den Namen «Fettu» taufen lassen – mit Urkunde und allem. In den Ferienlagern, an Seen und in Freibädern gehörten diese Feste einfach dazu, komplett mit ritueller «Taufe», bei der Kinder von als Neptun, Nixen und Häschern verkleideten Betreuern «getauft» und ins Wasser geworfen wurden und eine eklige

Essig-Limo-Brühe trinken mussten. Es war zwar nur ein Schauspiel, fast wie ein kleines Theaterstück, aber trotzdem hatte ich Angst davor und hoffte, dass es mich nicht treffen würde.

Doch dann tauchte er plötzlich auf: Neptun. Grünes Gesicht, Bart, Dreizack. Neben ihm seine Häscher, oft genauso grün angemalt, manchmal mit Netzen oder Seetang verkleidet. Ich wurde aus der Kindergruppe herausgerufen und versuchte wegzurennen. Aber ich war nicht schnell genug. Ich wurde eingefangen, festgehalten, nach vorne gezerrt. Zu Neptun. Dann begann das Ritual: Erst musste ich ein paar Schlucke Essig-Limo trinken. Dann einen Spruch aufsagen, so etwas wie ein kleines «Gebet». Alle schauten zu. Am Ende kam dann der Moment, in dem ich «Neptuns Reich übergeben» wurde: Ich wurde in die Ostsee geschubst. Damit war ich offiziell «getauft». Als alles überstanden war, bekam ich eine Urkunde mit meinem neuen Namen: «Fettu».

Und fortan fühlte ich mich so, wie ich hieß: fett. Ich dachte immer, ich sei das dickste Mädchen in der Klasse. Erst als ich mir viel später mal ganz bewusst Bilder von damals angesehen habe, wurde mir klar: Ich war gar nicht dick. Ich sah genauso aus wie alle anderen Mädchen in meiner Klasse. Total normal! Erst da habe ich Jani gefragt, warum sie mich immer Fettu genannt hatte, und sie meinte, sie sei darauf gekommen, weil ich so gern naschte. Vor allem die Quarkspeise «Leckermäulchen». Und ich hatte ein rundes Gesicht. Das allein war der Grund für den blöden Spitznamen.

Ich habe noch heute ein ambivalentes Verhältnis zu meinem Körper und zum Thema Essen. Meine Schwester hat das damals nicht aus bösem Willen getan. Es war einfach nur eine dumme Idee, über die sie gar nicht weiter nachgedacht hat. Sie hat mich nie aufgezogen oder geärgert, und ich habe mich immer von ihr geliebt gefühlt. Deshalb nehme ich ihr das auch nicht übel. Und wie ich meinen Körper heute sehe, ist wirklich nicht (mehr) ihre Verantwortung.

Ich liebe meine Schwester über alles. Sie ist bis heute eine enge Vertraute. Von allen Menschen in meinem Umfeld ist mir ihre Meinung die wichtigste, und ich bin dankbar dafür, dass sie immer so für mich da war. Als Kinder mussten wir uns ein winzig kleines Zimmer teilen,

und es ist fast ein Wunder, dass wir uns nie gestritten haben. So was ist eigentlich nicht normal. Jani sagt, ich sei immer lieb gewesen, fast langweilig. Sogar in der Pubertät. Heute ahne ich, warum das so war.

Meinen Vater habe ich nur alle vier Wochen für ein paar Stunden gesehen. Meist gingen wir dann ein Eis essen. Ab und zu machten wir auch mal einen Ausflug oder gingen im Wald wandern.

Ich wurde oft gefragt, ob ich unter der Trennung gelitten habe. Wenn das so war, dann nicht bewusst. Ich war zu klein, um mich daran zu erinnern, wie es mit Papa zu Hause gewesen war. Für mich war es normal, dass er nicht da war. Wenn wir uns sahen, wusste ich: Ich treffe meinen Papa – immerhin hatte ich einen! –, aber zum damaligen Zeitpunkt empfand ich keine große Nähe zu ihm. Er war eher so was wie ein Onkel für mich, kein klassischer Papa, wie ich ihn mir gewünscht habe. In der Klasse gab es außer mir nur noch ein Mädchen, deren Eltern geschieden waren. Alle anderen Kinder lebten mit beiden Elternteilen zusammen.

Als ich acht Jahre alt war, lernte meine Mutter einen neuen Mann kennen und er zog relativ schnell bei uns ein. Ich weiß noch, wie ich fragte: «Soll ich ‹Papa› oder ‹Onkel Rolf› zu dir sagen?» Wir einigten uns auf «Onkel Rolf». Onkel Rolf musste seine beiden Kinder bei seiner Frau zurücklassen, die die Scheidung eingereicht hatte. Darunter litt er sehr und er war nicht bereit, so etwas wie ein Papa-Ersatz für mich zu sein. Wir konnten keine wirkliche Nähe zueinander aufbauen. Nie.

Ich versuchte, Wärme und Anerkennung von ihm zu bekommen, indem ich noch lieber und braver war. Aber dennoch fühlte ich mich über viele Jahre von ihm abgelehnt, obwohl ich ihm nichts getan hatte. Oft wünschte ich mir, dass er wieder weggeht und meine Schwester, meine Mama und ich wieder unter uns sind.

Jani war zu dem Zeitpunkt 17 und hatte ihren ersten (und bis heute einzigen) Freund. Ich habe nicht mehr viel von ihr als Schwester gehabt, weil sie ihre Zeit natürlich lieber mit ihrem Freund verbrachte als mit mir. Also war ich schon recht früh auf mich allein gestellt. Und das habe ich auch ganz gut hingekriegt. Ich habe selbstständig für die

Schule gelernt, gute Noten geschrieben und mich immer allein beschäftigen können.

Am liebsten verkroch ich mich unter mein Hochbett und las in meinen Märchenbüchern. Lesen war meine Welt. Ich hab's geliebt! Und wenn ich nicht las, war ich mit meinen Freundinnen auf dem Spielplatz. Ohne Eltern. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass bei irgendjemandem von uns jemals die Eltern dabei waren. Wir legten zu Hause einen Zettel hin, auf den wir schrieben, wo wir sind und wann wir zurückkommen – fertig. Heute wäre es für viele Eltern undenkbar, ihr achtjähriges Kind für mehrere Stunden allein draußen spielen zu lassen.

Ich ging meistens gern in die Schule. In der ersten Klasse hatten wir eine so coole Lehrerin, Frau Mohr. Monika Mohr. Wie haben wir sie geliebt! Sie war sehr unkonventionell, äußerst untypisch für damalige Verhältnisse. Sie hat sogar mal vor uns in der Klasse einen Kopfstand gemacht! Damals habe ich mir geschworen: Ich werde später auch Unterstufenlehrerin für die Klassen 1 bis 4. Ich wollte genau so sein wie Frau Mohr.

Leider bekamen wir in der dritten Klasse eine andere Lehrerin. Sehr jung, sehr distanziert. Mit ihr zog eine seltsame Kälte ins Klassenzimmer ein. Sie machte Dienst nach Vorschrift und spulte einfach ihren Stoff ab. Zu dem Zeitpunkt wuchs mein Wunsch noch weiter, Lehrerin zu werden, damit ich es später anders machen könnte als sie. Ich hatte auch das Gefühl, dass bei ihr – nicht so wie bei Frau Mohr – zwei Schülerinnen aus der Klasse schlechter behandelt wurden. Wahrscheinlich, weil sie in der Kirche und nicht in der Pionierorganisation waren.

Die Pionierorganisation «Ernst Thälmann» gehörte in der DDR ganz selbstverständlich zum Aufwachsen dazu. Fast alle Kinder machten mit. Erst mit dem blauen Halstuch als Jungpioniere, später mit dem roten als Thälmann-Pioniere. Mittwochnachmittag war Pionier-nachmittag. Wir sangen, bastelten, standen bei Fahnenappellen stramm und riefen: «Seid bereit! – Immer bereit!»

Für uns Kinder fühlte sich das nach Gemeinschaft an. Nach Dazugehören. Wir haben das damals nicht hinterfragt. Warum auch? Wir

kannten es ja nicht anders. Heute sehe ich, dass wir dabei ganz nebenbei lernten, wie ein guter sozialistischer Mensch zu denken und zu handeln hatte. Was richtig war und was falsch. Wem unsere Loyalität gehören sollte. Das stand in unseren Geboten und Gesetzen, steckte in den Liedern und in all den Ritualen. Wir haben das einfach aufgenommen und verinnerlicht.

Wer nicht bei den Pionieren war, fiel auf. Offiziell war die Mitgliedschaft zwar freiwillig. In Wirklichkeit aber musste man sich bewusst dagegen entscheiden, wenn man nicht mitmachen wollte – und das konnte später Folgen haben. Kinder aus christlichen Familien wurden anders behandelt. Sie hatten schlechtere Chancen aufs Abitur, auf einen Studienplatz und später im Beruf. Kirchenmitglieder kamen kaum in Führungspositionen.

Ich hatte schon als Kind verstanden: Beim Basteln und Singen ging es auch darum, ob man dazugehört. Oder eben nicht.

Ich bekam also mit, dass Menschen, die an Gott glaubten, ausgegrenzt wurden. Bei uns in der Familie spielte Gott aber gar keine Rolle. Für Papa als Augenarzt bei der Volkspolizei sowieso nicht und Mama sprach auch nie über ihn. Erst vor drei Jahren habe ich erfahren, dass sie als Kind getauft worden war, aber Anfang der 60er von der Staatspartei SED gezwungen wurde, aus der Kirche auszutreten, wenn sie meinen Vater heiraten wollte. Sie trat aus, heiratete Papa und sprach nie wieder über Gott.

In meiner kindlichen Vorstellung war Gott ein alter Mann mit langen weißen Haaren und einem weißen Bart, der auf einer Wolke lehnte, so wie Frau Holle, und zu mir ins Kinderzimmerfenster schaute, ob ich auch ein braves Mädchen war. Ich dachte, wenn ich nicht brav wäre, würde er mich bestrafen. Das war mein Bild von Gott. Ein alter weißhaariger Mann, der nur darauf wartete, mich zu bestrafen. Ich weiß gar nicht, wie ich damals zu diesem Bild gekommen bin.

Als ich älter wurde, war ich überzeugt, dass Gott nur eine Märchengestalt sei. So wie der Weihnachtsmann oder der Osterhase. An die hatte ich geglaubt, bis ich acht war. Und gemeinsam mit ihnen begrub ich damals auch Gott.

Obwohl – da gab es eine Situation, die mich doch noch mal ins Nachdenken brachte: Mit 13 musste ich ins Krankenhaus, weil ich über einen längeren Zeitraum hinweg hohes Fieber und geschwollene Lymphknoten hatte und niemand wusste, woher das kam. Im Krankenhaus stellte man fest, dass ich zu viele weiße Blutkörperchen hatte und meine Milz und meine Leber vergrößert waren. Der Verdacht auf Leukämie stand im Raum – und verstärkte sich, als ich auf dem Krankenhausflur ohnmächtig wurde und den Rest des Tages völlig erschöpft in meinem Bett lag und kaum ansprechbar war. Ich wunderte mich noch, warum meine Mutter mir West-Schokolade aus dem Intershop schenkte (Hanuta und Raider – heute Twix) und meine Schwester mir eine Single von Jennifer Rush mitbrachte, die man in der DDR nur als «Bückware» bekam (also auf inoffiziellen Wegen «unter der Ladentheke»). Warum waren die denn alle so besorgt?

Selbst mein Vater kam mich im Krankenhaus besuchen. Ich weiß noch, dass mich dieser Besuch außer der Reihe sehr gewundert hat. Ich verstand nur nicht, warum. Was ich wusste, war, dass ich richtig große Angst vor der Untersuchung hatte, die am Folgetag anstand. Man sagte mir, dass man mir ein Kontrastmittel spritzen würde und ich dann ganz ruhig in einer Röhre liegen müsse, in der es sehr laut sei.

In meiner Angst betete ich zu einem für mich eigentlich nicht existierenden Gott: «Bitte, lieber Gott, mach, dass ich da nicht reinmuss!»

Ich glaubte nicht wirklich, dass es einen Gott gab, der das hören und sich um die Angelegenheit kümmern würde. Ich hatte das nur so für mich dahingesagt. Dann passierte aber das Unglaubliche: Als die Ärzte mich vor dem Termin noch mal mit dem Ultraschallgerät untersuchten und mir Blut abnahmen, stellten sie fest, dass meine Milz und meine Leber wieder völlig normal aussahen und auch meine Blutwerte in Ordnung waren. Ich musste also nicht in die Röhre.

Kurz zog ich in Erwägung, ob es nicht vielleicht doch einen Gott geben könnte, der mich erhört hatte. Aber ich war gesund und Gott schnell wieder vergessen.

2

Als das Rotlicht zum ersten Mal anging

Als ich in die 5. Klasse kam, bekamen wir endlich eine neue Lehrerin: Lilia Orlamünder. Sie war jung, klein, hatte dunkle, lockige, lange Haare und unterrichtete Russisch. Russisch war damals Pflichtfach. Jeder hatte in der Schule diese Sprache, die echt nicht leicht zu erlernen ist.

Die Sowjetunion war der «große Bruder» der DDR, und ihre Sprache gehörte deshalb ganz selbstverständlich auf unseren Stundenplan. Wir sollten sie lernen, ob wir wollten oder nicht. Ich wollte. Mir machte der Unterricht unglaublich viel Spaß, weil Frau Orlamünder uns den Stoff so toll vermittelte. Viele von uns empfanden aber, anders als ich, das Russischlernen nicht als Chance, sondern eher als etwas, das man eben machen musste. So wie vieles damals.

Ich bedaure sehr, dass von meinen Russischkenntnissen heute nichts mehr übrig ist, weil ich als Erwachsene keine Gelegenheit hatte, die Sprache zu sprechen. An Frau Orlamünder denke ich aber immer noch gern zurück. Sie war eine Bilderbuch-Lehrerin; ihr war anzumerken, dass sie ihre Arbeit liebte und wir Kinder ihr wichtig waren. Sie sah, wer welche Stärken hatte, und förderte sie. Ihr respektvoller Umgang mit uns spiegelte sich auch in unserem Umgang miteinander wider.

Schon als Kind fiel mir auf, dass unsere Klassenlehrerin in der dritten und vierten Klasse oft unglücklich wirkte und schlechte Laune hatte. Bei Frau Mohr und Frau Orlamünder dagegen fühlte sich unsere Klasse deutlich wohler. Heute weiß ich, dass das so war, weil diese beiden Lehrerinnen ihren Beruf geliebt haben. Sie brannten für das Lehren und haben dadurch auch in uns Schülern ein Flämmchen entzündet.

Wenn ich heute darüber nachdenke, wird mir erst richtig klar, wie prägend wir für andere Menschen sein können, wenn wir unserer tiefsten Berufung folgen. Wir haben oftmals einen viel stärkeren Einfluss auf das Leben von Menschen, als wir denken. Das geht auch mit

einer Verantwortung für alles einher, was wir sagen und tun, deren wir uns sehr bewusst sein sollten.

Wie wichtig ist es daher, dass wir im Leben das finden und ausüben, bei dem wir uns so richtig lebendig fühlen! Etwas, das nicht nur auf die Erfüllung unserer eigenen Bedürfnisse und auf Geld ausgerichtet ist, sondern in dem wir wirklich wirksam sein und in anderen Menschen etwas bewegen können.

All das habe ich damals nicht bewusst erkannt, aber es hat mich doch tief geprägt. Deshalb wollte ich weiterhin Lehrerin werden. Obwohl Frau Orlamünder diesen Wunsch als Lehrerin an einer sozialistischen Schule eigentlich hätte fördern müssen, damit ich weiterhin dem Staat dienen konnte, riet sie mir davon ab. Sie sah etwas in mir, das ich selbst nicht sah: eine gewisse Präsenz, eine Ausstrahlung vor der Kamera – die geborene Moderatorin.

Neben dem normalen Unterricht gab es in der DDR sogenannte Arbeitsgemeinschaften, kurz AGs. Da konnte man nach der Schule singen, Sport treiben, basteln, Theater spielen oder sich mit Technik beschäftigen. Eigentlich eine gute Sache, weil wir dadurch ausprobieren konnten, was uns Spaß machte und wo vielleicht ein Talent schlummerte.

Ganz freiwillig war das allerdings nicht. Wer sich engagierte, sammelte Pluspunkte. Wer sich aus allem heraushielt, fiel auf. Und auffallen wollte man in der DDR besser nicht, schon gar nicht negativ.

Ich wusste also: Ich muss eine AG besuchen. Ich wollte schließlich keine Außenseiterin sein. An meiner Schule war aber nur noch ein Platz in der «AG Schießen» frei. Darauf hatte ich nun wirklich keine Lust. Ich sah nicht ein, wozu ich schießen lernen sollte.

Eine Patientin meiner Mutter, die als Zahnarzthelferin im Regierungskrankenhaus arbeitete, war Dramaturgin beim Fernsehen. Sie erzählte Mama von der «AG Laienspiel», die vom Fernsehen der DDR organisiert wurde. Diese Art von Gruppen wurden staatlich gefördert, weil sie ins Ideal des «sozialistisch gebildeten Menschen» passten, der sich außerhalb der Schule und des Berufs künstlerisch und politisch engagierte.

Ich wurde Teil dieser AG, in der wir in unterschiedliche Rollen schlüpften. Eigentlich war ich überzeugt, dass ich dafür kein Talent

hatte, und fühlte mich vor meinem ersten improvisierten Auftritt entsprechend unwohl. Ich sollte eine Rolle spielen, die so ziemlich das Gegenteil von mir war – nämlich eine sehr wütende Person.

Bei uns zu Hause wurde nicht geschimpft oder geschrien. Meine Mutter hat mir voller Stolz berichtet, dass sie nie mit mir schimpfen musste. Es reichte, wenn sie sagte: «Jetzt hast du die Mama aber enttäuscht. Jetzt ist die Mama wirklich traurig!» Das war das Schlimmste für mich – Mama zu enttäuschen. Und so habe ich meine ganze Kindheit und Jugend bis weit ins Erwachsenenleben hinein alles dafür getan, dass bloß niemand meinetwegen traurig war. Vielleicht habe ich unbewusst als Kind auch das Gefühl gehabt, dass ich irgendwie schuld an der Trennung meiner Eltern gewesen sein könnte, weil ich nicht lieb genug gewesen war. Die Situation nach der Scheidung entsprach ganz und gar nicht dem, was meine Mutter sich gewünscht hatte, aber sie hatte keine andere Wahl. Als Kind muss ich ihre Traurigkeit gespürt und unbewusst versucht haben, sie auszugleichen. Also war ich lieb. Ich funktionierte. Ich machte keine Umstände. Immer mehr habe ich mich in dieses «liebe, angepasste Mädchen» hineinbewegt. Nach außen wirkte ich unkompliziert, aber in mir drin sah es anders aus. Gefühle verschwinden ja nicht, nur weil man sie nicht zeigt. Wut geht nicht einfach weg. Trotz auch nicht. Sie bekommen nur keinen Raum.

Und jetzt stand ich also in der AG Laienspiel in diesem Raum, und 15 Augenpaare schauten mich an – und ich sollte genau das sein, was ich nie war: laut, wütend und unangepasst. Boah, hat mich das im ersten Moment Überwindung gekostet! Aber dann passierte etwas Erstaunliches: Ich merkte, wie ich plötzlich sehr überzeugend wütend auftreten konnte. Es … kam einfach. Ich musste es gar nicht spielen. Ich erinnere mich noch genau daran, wie sich das angefühlt hat, fast ein bisschen wie Erleichterung: Endlich durfte das alles mal raus! Endlich musste ich mal nicht darauf achten, dass sich bloß niemand schlecht fühlt! Ich konnte wütend sein, ohne Angst zu haben, dass ich jemandem weh tue oder dafür abgelehnt werde. Und ich war gut darin. Erschreckend gut. Denn das war alles längst in mir. Ich hatte es nur nie zeigen dürfen.

Ich glaube, das war ein ganz entscheidender Moment, der etwas in mir geöffnet hat. Genau da hat etwas begonnen, was mich kurze Zeit später ins Fernsehen geführt hat.

Eines Tages kam eine Abordnung vom Kinderfernsehen zu unserer AG-Stunde und guckte uns zu. Anschließend benannten sie drei von uns, die an einem Casting für Kinderansager teilnehmen sollten. Und eines dieser Kinder war ich, damals 11 Jahre alt.

Das Casting verlief erfolgreich und fortan sagte ich einmal im Monat sonntags zwischen 10:00 und 11:00 Uhr die Kindersendungen im Fernsehen der DDR an. Live. Aus dem gleichen Studio, aus dem auch die «Aktuelle Kamera» gesendet wurde. Wir Kinder wurden einfach ins kalte Wasser geschmissen – es gab keinen Sprechunterricht und kein Coaching als Vorbereitung. Wäre aber gut gewesen, denn dann wäre mir die größte Peinlichkeit meines Lebens erspart geblieben.

Ich war inzwischen 12 und kam wie immer gut vorbereitet und mit auswendig gelerntem Text um 9:00 Uhr im Studio in Adlershof an. Dort wurde ich von der Regisseurin der Sendung «He – Du!» in Empfang genommen und geschminkt. Da wir ziemlich früh dran waren, nahm die Regisseurin mich noch auf einen Kakao in die Kantine mit und wir redeten über alles Mögliche. Darüber vergaßen wir die Zeit und mussten uns plötzlich beeilen und ins Studio rennen.

Als ich dann 2 Minuten vor dem Live-Auftritt dasaß, fiel mir auf, dass ich meinen Zettel nicht dabeihatte, den ich sicherheitshalber immer einsteckte, falls ich mal meinen Text vergessen sollte. Ich erschrak furchtbar. Was, wenn ich ausgerechnet jetzt einen Hänger hätte? Es war auch keine Zeit mehr, den Text im Kopf noch mal durchzugehen, denn schon ging das Rotlicht an.

Wie immer begann ich mit: «Hallo, Freunde!» Und auf einmal war mein Kopf leer. Ich hatte keine Ahnung, wie es weiterging. Blackout!

Statt irgendwas zu sagen, starrte ich bloß auf den Boden, grub meine Fingernägel in meine Handflächen und wünschte mir, ich würde

auf der Stelle verschwinden. In der Regie dachten sie, ich würde auf meinen Zettel schauen, aber den hatte ich ja nicht. Sie blieben die ganze Zeit mit der Kamera voll auf mir drauf, in der Hoffnung, dass ich noch etwas von mir gebe. Aber über meine Lippen kam kein Wort. Schließlich starteten sie die Sendung ohne Anmoderation.

Ich weiß gar nicht mehr, wie ich danach die nächste Ansage geschafft habe. Das war für mich der bis dahin schlimmste Moment meines Lebens. Ich fühlte mich wie eine totale Versagerin. Es war mir unfassbar peinlich und ich war überzeugt: Das war's mit meiner Fernsehkarriere. Ich brauchte mehrere Tage, um mich von diesem Schock zu erholen.

Natürlich war es nicht das Ende meiner Fernsehlaufbahn. Ich habe noch im gleichen Jahr in einem Weihnachtsfilm mitgespielt und wurde ein Jahr später als Moderatorin für die Kindertalkshow «Ein Bienchen für …» engagiert. Mit 16 durfte ich zusammen mit dem bekannten Jugendradio-DT64-Moderator Matthias Hoferichter die Moderation des Ferienprogramms übernehmen. Danach war ich dann zu alt fürs Kinderfernsehen.

Dieses frühe Erlebnis hatte allerdings zur Folge, dass ich bis zu meinem 35. Lebensjahr immer Moderationskarten bei mir hatte, wenn ich irgendwo in der Öffentlichkeit sprach. So groß war meine Angst, dass ich mich noch mal blamieren könnte.

Irgendwann stand die Entscheidung an, wie es mit der Schule weitergehen sollte. Es war in der DDR nicht leicht, einen Abiturplatz an der EOS, der erweiterten Oberschule, zu bekommen. Aus unserer Klasse wurden nur zwei Schüler zugelassen.

Gute Noten allein reichten dafür nicht. Es wurde auch genau darauf geschaut, wie gut man sich ins System einfügte. War man bei den Pionieren und später in der FDJ aktiv? Hatte man sich engagiert und immer schön mitgezogen? In dieser Hinsicht hatte ich beste Voraussetzungen.

Ich war eine Musterschülerin. Ich war engagiert in der Pionierorganisation, stand bei den Fahnenappellen in der Schule in der ers-

ten Reihe und sang Pionierlieder. Ich war Gruppenratsvorsitzende bei den Pionieren und später FDJ-Sekretärin. Ich war nett, fleißig, unkompliziert. Damit passte ich gut ins System.

Und dann gab es noch einen Punkt, über den nicht offen gesprochen wurde, der aber einen großen Einfluss hatte: die Familie. Welche Haltung hatten deine Eltern? Waren sie linientreu oder eher kritisch? Waren sie vielleicht sogar Parteimitglieder oder arbeiteten für den Staat? Kinder aus solchen Familien hatten es leichter. Meine Mutter war nicht in der Partei, sodass ich in dieser Hinsicht keine Vorteile genoss.

Besonders schwierig war es jedoch für Menschen, die sich offen zum christlichen Glauben bekannten. Bei uns hieß es sinngemäß: Wer an Gott glaubt, hat die Welt noch nicht richtig verstanden. Wir setzten auf Wissenschaft und Tatsachen. Auf das, was man sehen und erklären konnte. Der Satz «Gagarin war im All und hat keinen Gott gesehen» war für uns völlig normal.

Auf dem Papier durfte jeder glauben, was er wollte. Im wirklichen Leben konnte der Glaube aber zum Problem werden. Kinder aus christlichen Familien hatten schlechtere Chancen aufs Abitur und später im Beruf. Wer Karriere machen wollte, hielt sich mit seinem Glauben besser zurück. Viele traten aus der Kirche aus, um keine Nachteile zu haben. So verschwand Gott für die meisten von uns fast vollständig aus dem Alltag.

Der spätere Berufswunsch spielte auch eine Rolle für das Abitur. Wenn du etwas werden wolltest, was der Staat brauchte – Lehrer, Ingenieure, Offiziere –, standen die Chancen besser. Obwohl ich durch den Fernsehjob inzwischen schon etwas bekannt war, schlummerte in mir immer noch der Wunsch, Lehrerin zu werden. Wenn ich dies als Studienziel angegeben hätte, wäre es sicher hilfreich für meine Abiturzulassung gewesen.

Frau Orlamünder ermutigte mich jedoch, den Weg ins Fernsehen weiterzuverfolgen. Sie schrieb eine sehr überzeugende EOS-Empfehlung für mich und ich gab als Berufswunsch nicht «Lehrerin» an, sondern «Journalistin». Ich bin sicher, dass ich es Frau Orlamünder zu verdanken habe, dass ich dennoch Abitur machen durfte.

Mit 14 begann eine Zeit, in der ich anfing, in Bezug auf meinen Körper unsicher zu werden. Ich entwickelte mich langsam von einem Mädchen zu einer jungen Frau, mein Körper veränderte sich, und was ich sah, gefiel mir nicht. Ich wollte auch nicht mehr mit meiner Mutter an den FKK-Strand an der Ostsee. Oft sagte ich so was wie «Mir ist kalt», um einen Grund zu haben, mir ein T-Shirt überzuziehen und nicht ins Wasser gehen zu müssen. Als Kind war es für mich das Natürlichste von der Welt gewesen, am FKK-Strand zu baden. Da wurden eher die «Prüden» am Textilstrand belächelt. Mit 14 gehörte ich dann plötzlich selbst zu den «Prüden».

Beim Sportunterricht verglich ich mich mit den anderen Mädchen und fand mich hässlicher als sie. Sie sahen eher so aus wie die Frauen, die man nackt in der Jugendzeitschrift «neues leben» sehen konnte. Die Zeitschrift war damals Bückware, die bekam man nur unter der Hand. Sie war so eine Mischung aus Bravo, Ratgeber und ein bisschen Sozialismus. Es ging um Musik, Filme, Mode, Liebe und andere Themen, die uns Jugendliche interessierten. Und es gab Bilder von nackten Frauen.

Nacktheit galt in der DDR nicht automatisch als etwas Anrüchiges. Viele dieser Bilder wirkten fast kunstvoll. Trotzdem begann ich, meinen Körper mit diesen Frauen zu vergleichen. Und ich kam zu dem Ergebnis: So sehe ich nicht aus.

In meinem Kopf war ich ja ohnehin schon «Fettu», das Mädchen mit dem runden Gesicht, das zu viel naschte. Und dann sah ich in den Heften all diese schlanken, scheinbar perfekten Körper und dachte: So müsste ich aussehen. Solche Bilder können ein Gefühl, das längst in einem steckt, ganz schön verstärken.

Genau in diese Phase fiel eine Mini-Serie, die ich im West-Fernsehen sah: «Cinderella 87» mit Pierre Cosso und Bonnie Bianco. Er spielte einen jungen Prinzen, der sich als Bürgerlicher ausgab, sie ein einfaches Mädchen, und natürlich verliebten sie sich ineinander. Er – der schöne, reiche Prinz, der jede Frau hätte haben können – entschied sich für das normale Mädchen. Er liebte sie, wie sie war, unabhängig von dem, was sie darstellte.

Ich schmolz vor dem Fernseher förmlich dahin und dachte: «Das

muss wahre Liebe sein!» In mir war eine unglaublich starke Sehnsucht nach genau dieser Form der Liebe. Nach der wahren Liebe, die das innere Wesen sieht und nicht die äußere Hülle.

Natürlich liebte mich meine Mama. Und auch meine Schwester hatte mich sehr lieb. Aber sie waren mit ihrem eigenen Leben beschäftigt. Jani war vor Kurzem selbst Mama geworden und meine Mutter arbeitete weiterhin viel. Wir nahmen zusammen die Mahlzeiten ein, aber wir saßen nicht oft zusammen, um tiefgründige Gespräche zu führen. Und mit Onkel Rolf hatte ich sowieso kein Gegenüber, das mir als Spiegel hätte dienen können. Im Gegenteil. Bei ihm hatte ich ständig das Gefühl, ich würde stören und es wäre ihm eigentlich lieber, er wäre mit Mama allein. Er war nicht böse zu mir, aber er interessierte sich schlicht nicht für mich. Und wenn meine Mutter von Nachbarn darauf angesprochen wurde, dass sie mich im Fernsehen gesehen hatten und wie toll sie mich fanden, wirkte Rolf eher genervt, während meine Mutter ganz stolz war.

Meinen leiblichen Vater traf ich weiterhin nur sehr selten. Es war zwar schon spürbar, dass er sich freute, mich zu sehen, aber ganz ehrlich: Was soll denn für eine Bindung entstehen, wenn man nur so wenig Kontakt hat? Wir verbrachten immer eine nette Zeit miteinander, aber er hat mich nicht geprägt.

«Cinderella 87» fiel genau in diese Zeit der Unsicherheit und beschäftigte mich sehr lange und sehr intensiv. Mit meinen Klassenkameraden durfte ich nicht darüber sprechen, weil sonst jeder mitbekommen hätte, dass ich Westfernsehen schaute. Wir hatten damals keinen Videorekorder, ich hatte die Serie also nur einmal gesehen, dabei hätte ich sie mir gern noch einmal angeschaut – oder auch noch dreimal. Ich klapperte alle Radiosender nach dem Filmsong «Stay» ab. Zur Jugendweihe wünschte ich mir von meinem Onkel aus dem Westen eine Schallplatte von Bonnie Bianco, auf der auch «Stay» war. Ach, wurde mir warm ums Herz, als ich die Musik immer und immer wieder hörte! Ich gab alles Geld, das ich vom Fernsehen bekam, für Poster von Bonnie Bianco und Pierre Cosso aus der «Bravo» aus. Ein Schulkamerad aus der Parallelklasse verkaufte sie für 10 Mark pro Stück. Das war es mir wert.

Zur Jugendweihe wollte ich dann so aussehen wie Bonnie Bianco. Ich ließ mir für viel Geld eine Dauerwelle machen, um so schöne Locken zu haben wie sie, und träumte von einem Freund wie Pierre Cosso.

Die Schallplatte war mein größter Schatz. Ronny, ein Junge aus meiner Klasse, der aus dem Kinderheim hinter unserer Schule kam, bat mich, sie ihm mal auszuleihen. Ich gab sie ihm (weil ich ja nicht Nein sagen konnte). Das war ein Fehler, denn ich bekam sie völlig zerkratzt wieder zurück. Für mich ein halber Weltuntergang!

Noch heute höre ich manchmal Songs von Bonnie Bianco, die eigentlich Lory heißt. Erst kürzlich habe ich herausgefunden, dass sie inzwischen christliche Musik macht. Ihr letztes Album hat sie 2012 herausgebracht, es trägt den Titel «Jesus Paid It All».

Einen Freund wie Pierre Cosso hatte ich nicht. Nachfrage gab es schon. Beim Schlittschuhlaufen lernte ich einen Jungen kennen, der bei mir Bauchkribbeln verursachte. Wir verabredeten uns später zu einer Cola. Als er dann aber meine Hand nahm, bekam ich plötzlich kalte Füße, weil ich Sorge hatte, es wäre bald der nächste Schritt dran. Dazu war ich nicht bereit. Nicht mal zu einem Kuss.

Das Gleiche passierte mir mit 16 noch mal mit einem Jungen, den ich in der Disco kennenlernte. Er fand mich toll, ich ihn auch. Wir verabredeten uns zu einem Spaziergang. Er nahm meine Hand und am Ende küsste er mich. Nicht, dass es nicht schön war. Aber weil ich mich mit dem Neinsagen so schwertat und befürchtete, dass er mehr wollte, zog ich mich zurück. Ich war so unsicher in Bezug auf meinen Körper und wollte einfach nicht, dass mich jemand nackt sieht. Oder doch, aber nur jemand ganz Besonderes. Mein erstes Mal wollte ich mir für den Mann aufheben, der es wirklich ernst mit mir meinte. So wie Pierre Cosso mit Bonnie Bianco. Und ich spürte: Dieser Junge war es nicht.

Mit 18 dann glaubte ich, den Mann gefunden zu haben, der mich wirklich liebte, so wie ich bin.

Ich sollte mich täuschen.

Über die Autorin

Andrea Ballschuh (geb. 1972 in Dresden) ist Fernseh- und Radiomoderatorin. Bekannt wurde sie unter anderem durch die ZDF-Sendungen «Volle Kanne», «sonntags», «hallo deutschland», «drehscheibe» und durch die mdr-Sendung «Quickie». Heute gibt sie ihre langjährige TV-Erfahrung als Medien- und Präsenztrainerin weiter. Nach einigen Lebenskrisen (darunter eine Privatinsolvenz) sagt die Autorin von sich: «Ich war noch nie so glücklich wie heute!» Andrea Ballschuh lebt im Raum Stuttgart.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Der Fontis-Verlag wird von 2021 bis 2026 vom Schweizer Bundesamt für Kultur unterstützt.

© 2026 by Fontis-Verlag Basel. Alle Rechte vorbehalten.

Fontis AG
Steinentorstrasse 23 | 4051 Basel | Schweiz
info@fontis.ch

Verantwortlich in der EU:
Fontis Media GmbH
Baukloh 1 | 58515 Lüdenscheid | Deutschland
fontis@fontis-media.de

Die Bibelstellen wurden, soweit nicht anders angegeben, folgender Übersetzung entnommen: Hoffnung für alle®, Copyright © 1983, 1996, 2002, 2015 by Biblica, Inc.®, Herausgeber: Fontis-Verlag Basel. Weitere verwendete Bibelübersetzungen: LUT (Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart), NLB (Neues Leben. Die Bibel © der deutschen Ausgabe 2002 / 2006 / 2024 SCM R. Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH, Max-Eyth-Str. 41, 71088 Holzgerlingen), EU (Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift © 2016 Katholische Bibelanstalt GmbH, Stuttgart, alle Rechte vorbehalten. Herausgeber: (Erz-)Bischöfe Deutschlands, Österreichs, der Schweiz u. a. Herausgebender Verlag: Katholische Bibelanstalt GmbH.)

Rechtliche Hinweise:
Dieses Buch ist eine eigenständige Veröffentlichung der Autorin und des Verlags. Es wurde nicht vom ZDF herausgegeben oder beauftragt und ist kein offizielles Begleitprodukt der Fernsehsendung «Volle Kanne – Service täglich». Die Nennung der Sendung erfolgt ausschließlich im Rahmen der biografischen Darstellung.

Dieses Werk einschließlich seiner Texte und Fotos ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der gesetzlich zulässigen Fälle ist ohne vorherige Zustimmung der Rechteinhaber unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigung, Verbreitung, Bearbeitung, Übersetzung sowie die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Opt-out: Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Einige Namen und personenbezogene Details wurden zum Schutz der Privatsphäre geändert.

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in diesem Buch überwiegend das generische Maskulinum verwendet. Die entsprechenden Personenbezeichnungen beziehen sich gleichermaßen auf alle Geschlechter.

Lektorat: Karoline Kuhn | Redaktionelle Mitarbeit: Miriam Bokelmann | Umschlaggestaltung: Olaf Johannson, Spoon Design, Langgöns | Coverfoto: © Tom Lanzrath, lanzrath.com | Fotos Bildteil: © Andrea Ballschuh (sofern in der jeweiligen Bildunterschrift nicht anders angegeben) | Satz: InnoSET AG, Justin Messmer, Basel | Druck: Finidr | Gedruckt in der Tschechischen Republik |
ISBN 978-3-03848-314-4

Die Seiten 29-274 sind nicht in dieser Leseprobe erhalten.

Wer liebt mich so, wie ich wirklich bin?

Andrea Ballschuh steht jahrzehntelang als Moderatorin vor der Kamera und ist beim Publikum beliebt. Doch hinter ihrem strahlenden Lächeln wächst eine Leere, die weder Erfolg noch Anerkennung oder Selbstfindungsversuche füllen können.

Bis zu jener Nacht, in der plötzlich nichts mehr geht.

Andrea beginnt, ihr Leben neu anzuschauen: ihre Kindheit in der DDR, den frühen Weg ins Fernsehen, die Sehnsucht nach Liebe und Bestätigung, berufliche Höhen, persönliche Krisen – und ihre rastlose Suche nach dem, was wirklich trägt.

Dabei führt sie ihr Weg ausgerechnet dorthin, wo sie selbst nie gesucht hätte: zu Gott.

«Andrea kann laut lachen, leidenschaftlich erzählen und sich begeistern für Menschen und Musik. Aber sie kann auch zweifeln, suchen und die großen Fragen stellen. Genau diese Mischung macht sie aus. Und genau deshalb lohnt es sich, ihr auf dieser sehr persönlichen Reise zu folgen.»

Johannes Oerding

fontis

www.fontis-verlag.com

ISBN 978-3-03848-314-4

9 783038 483144